

Leseprobe

Butterlie – eine Lüge zu viel - Dystopischer Roman

Julia Nachtigall

ISBN: 978-3-96174-143-4, Format 14,8 x 21 cm, Paperback, 204 Seiten

April 2024, VK: 12,95 €

Edition Paashaas Verlag, www.verlag-epv.de



...

3. – Hannah

Ben und ich betraten den Fahrstuhl, der uns in die achte Etage des Regierungsgebäudes bringen sollte. Unterwegs hatten wir nicht viel miteinander gesprochen, das tat ich nie, wenn ich nervös war. Ben wusste das. Unsere Butterlies ruhten auf unseren Schultern. In den letzten zwei Jahren hatte Josefine öfter einmal etwas mit uns zu besprechen. Ben kannte Josefine seit Ewigkeiten, weil sie und Bens Eltern befreundet waren. Meistens ließ sie unsere Termine von ihrem Assistenten Joshua mit ein paar Tagen Vorlauf mit uns vereinbaren. Dass es so kurzfristig sein musste, spannte mich innerlich an. Ich konnte mich nicht vorbereiten, wusste nicht im Geringsten, was auf mich zukommen würde. Das hasste ich.

Meine Finger begannen zu kribbeln, es fühlte sich an, als würde eine Horde Ameisen von innen durch meine Hand laufen. Ich bewegte sie leicht. Auf einmal durchzuckte mich ein Gedanke. Wie sah ich überhaupt aus? Erschrocken glitt mein Blick hinab zu meiner hellblauen Jeans und meinem bordeauxrotem Merinoshirt, das alle Mitglieder des Expertenteams zur Verfügung gestellt bekamen. Der weiche Stoff fühlte sich angenehm auf meiner Haut an. Rechts oben auf dem Shirt war ein silberner Schmetterling eingestickt. Man sollte uns als Experten erkennen. Richtig so, wir hatten in den letzten zwei Jahren immerhin einiges geleistet und die Butterlies vorangebracht. Zu Jeans und Shirt trug ich schwarze Slipper, meine Haare hatte ich wie meistens zu einem Dutt nach oben gebunden. War das chic genug für ein Arbeitsgespräch? Was hatte Josefine mit uns vor? Ich schielte zu Ben, der die komplette Aufzugfahrt entspannt an der gläsernen Wand lehnte und auf seinem Komplate herumtippte. Unser Outfit war fast identisch. Unter seinem Shirt lugte jedoch ein Schmetterlingstattoo hervor, das er sich vor ein paar Monaten hatte stechen lassen. Um seine kurzen, schwarzen Haare musste er sich keine Gedanken machen, die saßen immer irgendwie. Na gut, wenn Ben auch so leger aussah, würde es wohl gehen.

„Planänderung, wir müssen nach rechts, Josefine hat ein neues Büro“, sagte er und sah von seinem Komplate auf.

Wie aufs Wort erklang ein schrilles Pling. Die Aufzugtüren öffneten sich.

„Vielleicht will sie uns das zeigen“, sinnierte ich. Mein Puls beruhigte sich wieder ein wenig.

Ben deutete auf einen Wegweiser mit der Aufschrift **Dr. Josefine Schwarz, Ministerin für innere Angelegenheiten, Ressort Beaufsichtigung**.

Ich kannte Josefines altes Arbeitszimmer, daher war mir klar, dass sie keine mickrige Schuhschachtel als neues Büro geduldet hätte. Einen Hang zur Extravaganz hatte sie früher schon gehabt. Was ich da sah, übertraf jedoch all meine Erwartungen.

„Ist das etwa ein begehbares Aquarium?“ Meine Stimme war nur noch ein Flüstern, während wir einen langen, gläsernen Tunnel durchquerten, der von Wasser umgeben war. Unsere Butterlies schwirrten über uns und summten leise. Ich legte meinen Kopf in den Nacken und konnte kaum glauben, was meine Augen erfassten. Wasser. Weit und breit nichts anderes als Wasser. Das Sonnenlicht, das mal mehr, mal weniger von oben hineinschien, löste ein prächtiges Farbenspiel aus allen möglichen Blautönen aus. Türkis, hellblau, dunkelblau und weiß wechselten sich ab. Eine leise Melodie erklang aus Lautsprechern. Sie wurde vom Blubbern des Wassers untermalt. Staunend betrachtete ich ein orangefarbenes Seepferdchen, das bedächtig seine Bahnen zog. War das nicht seit ein paar Jahren ausgestorben? Wohl nicht. Mir schoss ein Gedanke durch den Kopf. Vielleicht waren Schmetterlinge dann ja auch nicht ausgestorben. Konnte das sein?

„Hannah, willst du hier festwachsen? Nur keine Eile“, ermahnte mich Ben und zog mich am Arm. Ben wieder mit seinem Sarkasmus, dachte ich und verdrehte die Augen. Dass ich stehen geblieben war, hatte ich nicht gemerkt, so sehr faszinierte mich diese neuartige Unterwasserwelt.

„Hast du eine Ahnung, was das soll?“, fragte ich Ben, nachdem wir uns wieder in Bewegung gesetzt hatten. Der Tunnel schien kein Ende zu nehmen. Ben zuckte mit den Schultern.

„Vielleicht ist das so ein Ding der Machtdemonstration. Im Geschichtsunterricht haben wir mal gelernt, dass die Herrscher im 16. Jahrhundert Ananas in allen möglichen Variationen auf ihr Gebäude als steinernes Ornament gebaut haben. Ananas war damals selten und daher unglaublich teuer.“

„Wie heute bei uns Wasser“, bestätigte ich und musste an die Kanister denken, die wir uns abholen durften. Wie viele Kanister passten wohl in dieses Becken? Gott sei Dank sah Mia dieses Schauspiel nicht, sie würde ausrasten.

„Kommt rein, meine Lieben“, erklang Josefines helle Stimme.

Der Tunnel ging in ein riesiges, lichtdurchflutetes Büro über, das ebenfalls von allen Seiten von Wasser umgeben war. Fische in jeder erdenklichen Form und Farbe schwammen umher. Es roch salzig. Die sanfte Melodie, die sich mit dem leisen Blubbern vermischte, war etwas lauter zu vernehmen als noch im Tunnel. Dies hier war ein Raum zum Wohlfühlen. Dass es sich um ein Büro und nicht um ein Aquarium handelte, erkannte ich an dem Massivholzschreibtisch aus braunem, schwerem Mahagoni, hinter dem Josefine saß. Nein, sie saß nicht, sie thronte hinter ihrem Schreibtisch in aufrechter Haltung, die Beine übereinandergeschlagen. Ihre silbergrauen Haare waren zu einem strengen Bob frisiert. Mit der einen Hand schob sie ihre Brille hoch, mit der anderen spielte sie mit dem goldenen Schmetterlingsanhänger ihrer Kette, die sie zu einem enganliegenden weißen Rollkragenpullover mit einem grauen, maßgeschneiderten Anzug trug. Nachdem sie uns beide mit jeweils einem Küsschen auf beide Wangen begrüßt und mit einer für meinen Geschmack etwas zu überheblichen Geste ihr neues Büro präsentiert hatte, durften wir auf zwei Ledersesseln vor ihrem Schreibtisch Platz nehmen. Ich sog den Geruch von neuem Leder tief ein. Das roch besser, als ich es mir vorgestellt hatte.

„Also, meine Lieben, ihr fragt euch sicher, wieso ich dieses traumhafte Büro bekommen habe“, setzte Josefine an und blickte uns nacheinander tief in die Augen. „Ich verrate es euch. Für herausragende Leistungen in den letzten zwei Jahren. Wenn ich die Idee der Butterlies nicht gehabt hätte, hätte es niemals ein Expertenteam gegeben und die Welt wäre ..., ihr wisst ja.“

Sie machte während ihrer Ansprache eine ausladende Handbewegung.

„Ohne die Butterlies würden die Menschen sich ständig gegenseitig belügen“, erhob ich meine Stimme und nickte bedächtig.

„Diese Lügerei hat in den letzten Jahren nur zu Aggression, Gewalt und Kriegen geführt“, ergänzte Ben.

„Nach den Weltkriegern hat es lange gedauert, bis mal jemand begriffen hat, dass man nur mit der Wahrheit weiterkommt und für ein friedvolles Miteinander sorgt“, fügte ich hinzu.

Josefine lächelte und zeigte uns mit einem bekräftigenden Nicken ihre Anerkennung.

Wir hatten das nicht gesagt, weil wir um Aufmerksamkeit buhlten, sondern weil es stimmte. Nur mit den Butterlies konnten wir wirklich in Frieden leben. Ich konnte mir ein Leben ohne sie nicht mehr vorstellen.

„Ich bin stolz auf euch, meine Lieben. Hannah, um ehrlich zu sein, hast du die größte Entwicklung gemacht“, schmeichelte Josefine mir. Ihr durchdringender Blick heftete sich auf meine Augen. Ihr Butterlie blinkte nicht auf, also sagte sie die Wahrheit. Sie meinte das ernst.

Hitze schoss durch mich hindurch, es machte sich ein Hochgefühl in meinem Bauch breit, das bei jedem Atemzug weiter meinen Körper hinaufwanderte.

„Du brauchst nicht rot zu werden, meine Liebe.“ Josefine lächelte. „Ich muss dir etwas gestehen.“ Ihre Stimme nahm einen vertraulichen Klang an. Sie beugte sich nach vorne, ihre von Altersflecken gesprenkelten Hände lagen zusammengefaltet auf dem Tisch.

„Als ich dich vor drei Jahren kennenlernte, hätte ich nicht gedacht, dass du so weit kommen würdest.“

Ich riss erstaunt die Augen auf. Das wusste ich nicht.

Erinnerungen an unser erstes Treffen schossen mir durch den Kopf. Damals hatte ich an meiner Doktorarbeit zum Thema `Die Psychologie des Lügens` geschrieben. Auf einmal hatte ich einen Anruf von Joshua bekommen, der mir mitgeteilt hatte, dass Frau Dr. Schwarz sich gern mit mir treffen wolle, da eine Stelle im neu einzurichtenden Expertengremium zu vergeben sei. Ich hatte

mich ausgezeichnet vorbereitet und war sogar mit Ben das komplette Gespräch durchgegangen, indem er die Rolle von Frau Dr. Schwarz übernommen und provokante Fragen gestellt hatte. Diese Probeläufe machte ich meistens vor wichtigen Gesprächen. Nur so fühlte ich mich wohl, anders hätte ich die scheinbar endlos lange Zeit bis zum Termin nicht ertragen. Die Fragen, die Frau Dr. Schwarz mir dann gestellt hatte, waren anders ausgefallen als erwartet.

„Meine liebe Frau Kühne, warum sind Sie Verhaltensforscherin geworden? Was interessiert Sie ausgerechnet am Thema Lügen?“, hatte Frau Dr. Schwarz mich damals gefragt und uns dabei Kaffee in dicke, weiße Keramikbecher eingeschenkt.

Ein gewohntes Prickeln hatte sich in meinen Händen ausgebreitet. Ich war definitiv nervös gewesen.

„Schon als Kind war ich fasziniert davon, herauszufinden, ob jemand lügt oder die Wahrheit sagt. Manche Menschen machten es mir wirklich leicht“, hatte ich erklärt, Milch in meine Tasse gegossen und sie mit beiden Händen aufgenommen. Durch die Wärme des Kaffees hatte das beißende Gefühl in meinen Gliedern etwas nachgelassen. Ich hatte den aromatischen Geruch eingesogen. Sofort war meine Atmung langsamer geworden, nichts hatte mehr gekribbelt. Gut so. Gerüche haben mich seit meiner Kindheit beruhigt.

„Was meinen Sie damit?“, hatte sie nachgehakt, während ich einen großen Schluck des heißen Gebräus genommen und den Becher zurück auf den Tisch gestellt hatte.

„Als Zehnjährige habe ich meine Schwester Mia darauf aufmerksam gemacht, dass sie lügt, wenn sie eine ihrer ausufernden Geschichten zum Besten gab. Sie fing dann damit an, dass sie mir eine `wahre Geschichte` erzählen wolle.“ Ich hatte mit den Fingern Anführungszeichen in die Luft geformt.

„Dann folgte eine unglaublich abstruse Story darüber, was sich am Tag abgespielt hatte. Ich konfrontierte sie dann damit, dass sie log.“

„Woran haben Sie das erkannt?“, hatte sie den Faden wieder aufgenommen.

Ich hatte sie irritiert angeschaut. Wusste sie das etwa nicht? Das war doch einfach. Oder ging es nur mir so, hatte ich gegrübelt. Frau Dr. Schwarz hatte meinen fragenden Blick erkannt und hinzugefügt: „Ich selbst habe auch eine Idee, aber erzählen Sie es mir mit Ihren Worten. So, als wäre ich ein vierjähriges Kind“, hatte sie mich aufgefordert.

Ich hatte geschmunzelt, einmal tief Luft genommen und losgelegt.

„Jeder Mensch verhält sich anders, wenn er lügt. Die meisten lächeln, um die anderen Emotionen wie Angst oder Wut, die der Stress der Frage ausgelöst hat, zu überspielen. Das ist dann kein echtes Lächeln, die Mundwinkel ziehen sich nach oben, aber die Augen lachen nicht mit.“ Ich hatte den Mund verzogen, um zu demonstrieren, was ich meinte.

Frau Dr. Schwarz hatte langsam genickt und mir mit einem Handzeichen zu verstehen gegeben, dass ich fortfahren sollte.

„Lügner verraten sich auch durch Verhaltensänderung. Es gibt bei jedem ein Basisverhalten in der Kommunikation. Wenn jemand von diesem Basisverhalten abweicht, kann man davon ausgehen, dass er lügt. Wer zum Beispiel während eines bestimmten Themas leiser oder lauter spricht, sich wiederholt, Denkpausen einlegt oder sich anders hinsetzt, könnte die Unwahrheit sprechen. Manche blinzeln mit den Augen, fahren sich mit der Zunge über die Lippen, spielen an ihrer Uhr oder machen etwas ganz anderes. Oder sie machen es alles gleichzeitig. Das hängt von jedem Einzelnen ab.“

Ich hatte mich in Rage geredet. Das war mein Thema. Über nichts anderes konnte ich so lange und euphorisch sprechen. Währenddessen hatte ich den Kaffee ganz vergessen. Der musste kalt sein. Ich hatte gerade noch einen Schluck nehmen wollen, als Frau Dr. Schwarz mich gefragt hatte: „Wie ist es bei Ihnen?“

„Wie bitte?“

„Woran erkenne ich, dass Sie lügen?“, hatte sie langsam die Frage wiederholt und sich neugierig vorgebeugt.

„Ich ...“

Was sollte ich darauf antworten?

...

12.

Valerie und Lukas liefen durch die Dürrelandschaft. Sand peitschte in ihre Gesichter. Die Trockenheit setzte ihnen zu. Sie gaben jedoch nicht auf. Die Butterlies schwebten neben ihnen und summten, aber sie nahmen nicht auf. Vor einiger Zeit hatte Lukas die Butterlies ausgetrickst und ein immer gleiches Video gezeigt und aufgespielt. Das Band lief zwar nur zwei Stunden, allerdings in Dauerschleife. Das verschaffte ihnen Zeit. Zeit, in der sie weiter nach den Standortangaben suchen konnten, die Lukas von seinem ehemaligen Kollegen Timo auf sein Gerät geschickt bekam. Nach ein paar Stunden geschah es. Sie bogen um eine Ecke. Lukas entdeckte es als erstes, zeigte mit dem Zeigefinger auf die Stelle. Valerie folgte seinem Finger und öffnete ihren Mund. Es kam kein Laut heraus, so überrascht war sie über den Anblick.

Ihr war, als könne sie nur eine Farbe sehen. Eine Farbe mit tausenden Facetten.

Grün.

Tannengrün, Moosgrün, Grasgrün, Mintgrün. Valerie konnte es nicht fassen und hielt die Hand vor den Mund. Lukas wollte etwas sagen, doch sie hielt den Zeigefinger hoch, um ihn davon abzuhalten.

Sie streckte den Kopf Richtung Himmel und lauschte. Ihre Ohren vernahmen ein gurgelndes, rauschendes Geräusch. In der Luft lag eine angenehme Frische. Sie näherten sich langsam dem ungewohnten Klang und erblickten einen Bach, der sich seinen Weg an ihnen vorbei bahnte.

„Wasser“, flüsterte Valerie andächtig und suchte Lukas' Blick. Er starrte ungläubig auf das Wasser, seine Lippen waren leicht geöffnet. Glück schoss wie ein kühler Wasserstrahl durch jede Nervenbahn ihres Körpers und sammelte sich in ihrem Bauch. Sie konnte nicht mehr an sich halten, hüpfte auf der Stelle, drehte sich unentwegt um die eigene Achse, breitete ihre Arme aus.

„Lukas, das ist es. Wir haben es geschafft!“ Valerie nahm nur am Rand die Butterlies wahr, die weiter um sie herumflogen. Sie zeichneten in diesem Moment nicht auf, das wusste sie.

„Yeeesss“, rief Lukas aus, ballte beide Hände zu Fäusten und streckte sie dem Himmel entgegen.

„Das ist großartig. Valerie, das ist... Komm her.“ Er packte sie an der Taille und wirbelte sie herum. Beide lachten und blickten den Fluss entlang. Hier also durften sie nicht sein. Die Regierung wollte nicht, dass sie das hier fanden. Valerie ließ ihren Blick schweifen. Ihr wahr klar, warum. Die Bevölkerung sollte nicht wissen, dass noch bewohnbare Gegenden existierten, dass überhaupt noch Natur existierte. Valerie gab sich ihrer ersten Intuition hin und zog ihre Schuhe und Socken aus. Zunächst verwirrt blickte Lukas sie an, dann tat er es ihr gleich. Das Gras unter Valeries Fußsohle kitzelte. Kichernd gab sich diesem unglaublichen, unaussprechlichen Gefühl hin. Dem Gefühl der Freiheit. Sie ging unbeirrt auf das Wasser zu und lief am Ufer entlang. So weit, bis das, was vorhin noch ein Bach gewesen war, sich zu einem zwei Meter breiten Fluss geformt hatte.

Das Gurgeln des Wassers klang wie Musik in ihren Ohren. Sie legte ihren Rucksack ins Gras, streckte einen Fuß aus und tauchte ihn andächtig in das kühle Nass, das sanft ihre Haut streichelte. Sie schloss die Augen, atmete einmal tief durch, inhalierte die frische Luft und ließ ihren Körper ins Wasser gleiten. Es war ihr in diesem Moment völlig egal, dass sie Hose und Shirt trug. Sie ließ sich von diesem irren Gefühl leiten, dass von ihr Besitz ergriff. Sie hatten die Butterlies ausgetrickst und eine Gegend gefunden, wo sie leben konnten. Valerie breitete die Arme aus, drehte sich einmal im Wasser und hinterließ sachte Wellen, die mit einem leisen Plätschern über die Oberfläche schwappten.

„Komm rein, es ist herrlich hier drin“, rief sie Lukas zu, drehte sich zu ihm um und erschrak, als sie seinen angestrengten Gesichtsausdruck sah.

„Komm sofort da raus, Valerie. Wir haben fünf Minuten.“ Er blickte ernst auf ihre Butterlies.

Fünf Minuten.

In fünf Minuten würde ihre Frist ablaufen. Valerie hatte sich zu sehr von ihren Gefühlen überrollen lassen, hatte sich berauschen und ablenken lassen und dabei das Wichtigste übersehen. Ihre Lebensversicherung. Sie hatte nicht gesehen, dass die Dauerschleife gleich endete. Lukas musste sie neu starten. Er zog einen Laptop aus seinem Rucksack, schmiss ihn hektisch ins Gras und legte sich bäuchlings dazu.

„Mist, noch drei Minuten, fünfzig Sekunden“, murmelte er, mehr zu sich selbst als zu Valerie.

„Was kann ich tun? Kann ich dir helfen?“

Er hielt nur die Hand hoch. Alles klar, sie hatte es kapiert. Wenn er konzentriert war, durfte niemand stören. Er konnte nur eine Sache erledigen. Zwei Aufgaben gleichzeitig, also Rechner hochfahren und ihr erklären, was los war, war bei Lukas nicht drin.

„Jetzt mach schon. Fahr hoch!“, feuerte er leise seinen Laptop an.

Valerie verzichtete darauf, sich abzutrocknen, holte das solarbetriebene Netzteil aus ihrem Rucksack, den sie vorhin geistesgegenwärtig ans Ufer gelegt hatte. So konnte sie Lukas wenigstens mit Strom helfen. Das schien er nicht zu bemerken. Er tippte angestrengt Befehle in die Tastatur, seine Augen huschten unruhig zwischen dem Butterlie und dem Laptop hin und her.

„Noch zwei Minuten, um die Dauerschleife neu zu starten. Wünsch uns Glück“, sagte er. Valerie wunderte sich, dass er sie nun wieder mit einbezog. Er hatte uns gesagt, also hatte er doch nicht vergessen, dass sie da war. Erstaunlich.

Lukas ballte die Hand zur Faust, führte sie zum Mund und biss hinein. Angespannte Sekunden vergingen. Auf einmal durchbrachen zwei kurze Pieptöne die Stille.

„Die Dauerschleife ist wieder eingerichtet.“ Lukas ließ die Faust sinken.

Valerie entwich Luft aus ihren Lungen, die sie anscheinend für einige Sekunden angehalten hatte, ohne es zu merken.

„Wir haben die Zeit aus dem Auge verloren. Es sind nur zwei Stunden, dann müssen wir neu starten. Das darf nie wieder vorkommen, wenn wir eine Zukunft haben wollen. Wenn unser Traum nicht endet, bevor er angefangen hat. Wenn ...“

„Hey, alles ist gut. Du hast es geschafft“, unterbrach Valerie Lukas' Redeschwall, der scheinbar raus musste, weil sich die Anspannung löste.